



[Nachdruck verboten.]

Burg Lauenſtein.

4)

Von A. Trinius.

(Fortſetzung und Schluß.)

Damit ſind wir wieder vor der breiten Brücke angelangt, welche über den noch nicht in ſeiner ganzen Tiefe wieder ausgeſchachteten mächtigen Wallgraben zum imponanten Burghor der inneren Mauer leiſt.

Dieſes Thor, deſſen Nieſenſchloß ein Meiſterwerk altdeutſcher Schmiedekunſt darſtellt, wird in ſeiner ganzen Fläche von einem farbig gemalten Reichsadler ausgefüllt. Darüber befindet ſich der vom jetzigen Burgherrn verfaßte Spruch, Wahripruch und Wunsch zugleich:

„Dies Schloß — einſt eine feſte Burg,
Erbaut in Kriegsgefahren —
Fortan als Denkmal deutſcher Kunſt
Mag Gott es uns bewahren.“

Ueber dem Thor und zur Seite befindet ſich die alterthümliche Wohnung des Thorwarts. Ein hoher Glockenthurm ſchließt ſich zur Linken an, von dem an Sonn- und Feiertagen das Geläut für die Dorfbewohner herniedertönt — eine alte Verpflchtung der Schloßherren. Rechts vom Hauptthore liegen die letzten Ueberreſte der Burg Kaiſer Konrads: Bergſtrit, Mauer und Thor. Aus umblühendem, glänzendem Felſengeſtein waſchen die ehrwürdigen grauen Mauertrümmer empor, an denen nun bald ein Jahrtauſend vorüberwehte. Sie bilden mit den angrenzenden Fachwerkbauten, darüber hinausragenden Thürmen, Erkern und Zinnen, dem Wallgraben und Felſgeklipp entſchieden den maleriſchſten Theil in dem äußerlichen Bilde der Burg.

Mitten im Schloßhofe ſprudelt eine Waſſerſäule empor. Rechts lehnt ſich an den Hof der Orlamünder Langbau, in ſeinem Neuheren wieder vollſtändig hergeſtellt. Urſprünglich in einfacher Gothik ausgeführt, war es, wie ſchon mitgetheilt, Chriſtoph von Thüna, der die Innenräume in dem prachtliebenden Geſchmack des 16. Jahrhunderts ausbauen ließ. Dieſe Innenräume harren heute noch zum Theil der Wiederherſtellung. Zu arg hat auch hier der Vandalismus früherer Bewohner gehauſt. Aber ſoweit aufgeräumt und ausgebeſſert worden iſt, läßt ſich erkennen, welch' einen reichen Schatz von kunſtvollen Sälen und Wohnräumen dieſer große Bau umfaßt. Es ſei hier nur das ſogenannte Tafelzimmer angeführt.

Ein offener Pfeilergang verbindet einen Theil des Orlamünder Langbaues mit dem Hofe. In einer Loggia darüber leſen wir den Spruch:

„wer uff bergen und in burgen
nicht trinkt noch ſingt
auch nächtern im thale
nicht kouges vollbring.“

Dicht an den Orlamünder Bau grenzt der Thüna'ſche Flügel, ein Meiſterwerk blühender deutſcher Renaissance. Von allen falſchen Zuthaten und Entſtellungen befreit, zeigt er ſich

heute wieder in reiner Schöne. Der in mittelalterlicher Baukunſt bewährte Baumeiſter G. Wolff aus Halle a. S. hat ihn wie die geſammte Schloßanlage in kunſtverſtändiger Weiſe wieder wie neu erſtehen laſſen.

Und wie ſo mancher koſtbare Kunſtſchatz harrt noch der Vollendung, Burg Lauenſtein immer reizvoller auszugelalten. Unermüdtlich hat ſeit langen Jahren der kunſtfrohe und alterthumsbegeiſterte Burgherr in europäiſchen Ländern geſammelt und angekauft, was nun ſeinem Edelſitz in ſeltener Weiſe zu Gute kommen wird. Es wird ein Gang durch deutſche Kunſtgeſchichte werden. Klöſter und Kirchen, altdeutſche Bürger- und Bauernhäuſer, Burgen und Paläſte, Alle haben mit dazu beigetragen. Kaum ein Thürſchloß iſt auf Burg Lauenſtein, das nicht auf Alter und Kunſtfertigkeit Anſpruch erheben dürfte.

Aber kein Muſeum iſt die wiedererſtandene Weſte geworden! Alles dient dem Tagesgebrauche und Schmucke. Das giebt dieſem Herrenſiße ſeine Eigenart und ſteigert das Wohlbeſinden in ſeinen Mauern. Wer hier droben weilt, vor dem verſinkt wirklich die Neuzeit mit ihrer nervöſen Haſt und Unkraſt, ihrer brutalen Heßjagd nach Gewinn und Genuß. Ein Theil deſ heute wieder bewohnten Thüna'ſchen Baues iſt echt ausgeſtattet, und was in den oberen Stockwerken noch leer ſieht, wird es auch noch in abſehbarer Zeit werden.

Ein im Geſchmack der Frührenaissance in reicher Steinmetzarbeit ausgeſtattetes Portal führt zuerſt in den Treppenthurm, deſſen Sandſteinwendeltreppe geradezu eine Sehenswürdigkeit deſ Schloſſes darſtellt. Sie ſteigt bis zum vierten Stockwerk empor, von wo man, ſich niederbeugend, durch die ſteinerne Spirale — ein Meiſterwerk in der Anlage! — bis zum Erdgehoß ſchauen kann.

Der erſte Empfangsraum im Erdgehoß, ein Vorkaal, iſt durch heraldiſche Malereien, Truhen, Gewaff und Geweiß ſtimmungserweckend eingerichtet, an ihn ſchließen ſich die geſammten Wohnräume, von denen einige in üppig chineſiſch-japaniſchem Stile ausgeſtattet. Es befinden ſich hier mehrtauſend-jährige Vaſen darunter, von denen jedes Stück ein anſtändiges Vermögen darſtellt. Beziehungen der aus Amerika ſtammenden Schloßherrin zu dem Reiche der Mitte haben dieſe fremdländiſchen Seltenheiten und Kunſtſchätze auf Burg Lauenſtein geführt.

Die Räume ſelbſt zeigen in ihrer Bauart die verſchiedenartigſten Kreuzgewölbe und kräftig profilierten Rundbogenthüren. Reichthum und Vornehmheit einigen ſich in der Geſamtwirkung. Der Brennpunkt aber bleibt der gewaltige Ritterſaal. Seine ganz rieſige Mittelsäule, die gothiſchen Rippengewölbe, ſeine Niſche, der tiefe Kamin, das Alles in Gemeinſchaft mit der herrlichen echt altdeutſchen Ausſtattung an Wänden, auf Schränken, Truhen und Kiſten, giebt dem Ritterſaale trotz ſeiner außerordentlich weiten Raumverhältniſſe ein anheimelnd-trautes Gepräge. Er dient denn auch in der That als Hauptwohnraum der Familie. Hier nahe am Kamin finden die Mahlzeiten ſtatt, und ſtellen ſich mehr Gäſte ein, ſo ſchlägt man in irgend einem anderen Theile deſ Saales die Feſtſtafel auf. Die tiefen Erker und Fenſterniſchen geben außerdem Gelegenheit, ſich gruppenweiſe und unbeobachtet zurückzuziehen.

Unter den Herren von Thüna enthielt freilich das darüber liegende Geschloß die eigentlichen Prunk- und Festräume. Dieselben sind heute jedoch erst theilweise wieder dem Gebrauche übergeben. Hier finden wir schön eingelegte Thüren, reich und geschmackvoll profilirte Decken, durch ihre Mannigfaltigkeit überraschende steinerne Nippengewölbe in den Erkern. Einen hervorragenden Schmuck weist das sogenannte Hirschenzimmer auf, das einen rundum laufenden, in Eichenholz geschnitzten Fries besitzt, auf dem in höchst charakteristischen Menschen- und Thiergestaltn Jagdbilder früherer Jahrhunderte dargestellt sind.

Nast ebenso reich ist auch das dritte Stockwerk ausgeführt, von dessen Räumen hier nur der Kapellensaal genannt werden soll. Die Wände dieses Raumes hat ein unbekannter, wahrscheinlich italienischer Maler mit Frescomalereien, die Leidensgeschichte Christi darstellend, ausgefüllt. Es bedarf nur der nachhelfenden Hand eines geschickten Künstlers, um die ziemlich gut erhaltenen Bilder wieder vollständig herzustellen.

Selbst das vierte Geschloß weist noch sehr kunstvolle Kassettendecken mit bemalten Feldern auf, ein Beweis, mit welchen Mitteln einst Christoph von Thüna Burg Lauenstein ausstattete. Von dort oben, jedes Stockwerk mittels einer Seitenthür berührend, läuft ein geheimer Gang bis hinab in den Keller. Dort in einer Ecke, die Stelle ist noch erkenntlich, soll er sich im Felsgestein fortgesetzt haben, um irgendwo als Nothausgang zu münden. Vielleicht bringt ein späteres Nachgraben noch Licht in dieses Dunkel.

Die Kellergewölbe selbst sind so außerordentlich hoch und weit, daß man bequem mit einem Wagen darin kutschiren kann. Sie haben ursprünglich wohl auch nicht allein zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln und Fässern gedient, sondern mögen, gleich Kaffematten, den Burgmannen, dem Troß der Reisigen Aufenthalt gewährt haben.

So schaut Burg Lauenstein von innen und außen aus.

Sie ist schön, wenn die rothen Sonnenblitze über ihre Thürme und Zinnen huschen; sie wirkt ergreifend in ihrem poetischen Stimmungsgehalt, wenn das letzte verglühende Abendroth an ihren Mauern hängt, zuckt und fliehet, als wolle es ihren warmen Leben einhauchen, den ehrwürdigen Steinen, an denen so viel Leid und Lust vorüberzog, wie immer, wo Menschen irren und leben.

Dunkel wirds drunten im Thale. Die Wälder schlafen ein, Friede, unendlicher Friede schwingt sich wie auf weichen Sohlen von Berg zu Berg und steigt hinab zu den still ruhenden Hütten des Dorfes. Herauf ziehen die Sterne. Die Nacht bricht an.

Auf dem Söller draußen steht der Burgherr, eine hohe, lastige Erscheinung. Und nun hebt er die Trompete an. Hart setzt er das Lieb ein, es schwillt und wächst an Kraft und Fülle, bringt hinüber und hinab in die ruhende Welt. Und die Wälder horchen auf und rauschen wie im Traum. Weit, weit aus der Ferne klingt Ton auf Ton verhallend im Echo aus den Bergen wieder. Burgpoesie!

Und wieder sitzen wir am prasselnden Kaminfeuer, denn trotz der Sommerzeit geht es kühl einher. Ich schüre die Flammen und freue mich des Funkengestiebes und Lichtschimmers.

Wort giebt Wort und Erinnerung knüpft sich an Erinnerung. So verrinnen die Stunden. Sinnend blickt der Burgherr in die unruhige Flammengluth. Dann hebt er an und erzählt, wie er sich einst eine Frau nahm. Eine echte Minnefahrt voller Aventuren und Herzensbedrängnissen! Eine Jagd nach dem Glücke, wie man sie nur in Romanen glaubt. Dazwischen wogt das Meer breit und urgewaltig, aber doch

nicht so tief wie in dem Volksliede, daß die Königsfinder nicht konnten zusammen kommen.

Es ist still am Kamin geworden. Selbst das Feuer kuisert nur noch ganz heimlich, als wage es nicht zu stören. Eine alte französische Standuhr im Nebenraum hebt aus und kündigt Mitternacht. Ein dünner, bebender Schlag, darauf zerrissener Harfenton. Schweigen! Dann erheben wir uns, gute Nachtruhe wünschend. — —

Lebe wohl, Burg Lauenstein! Möge sich mir erfüllen, was ich Dir zum Abschied ins Fremdenbuch schrieb:

Mit leichtem Känzel, die Hektol' am Hut,
Als ein fahrender Geselle,
Grüß' ich Dich, Lauenstein zuerst,
Deiner Zinnen Fier und Helle.

Du hast mit offenem, treuem Sinn
Mich gäulich aufgenommen,
Und aus dem Weben von Herz zu Herz
Ist Freundschaft emporgekommen.

Und nun ich wieder wandern muß,
Da regt sich's gar seltsam im Herzen,
Da fühlt der fremde, fahrende Mann
Des Schreitens stille Schmerzen.

Bald umrauscht mich wieder der dunkle Tann,
Der Wasser heimlich Rinnen,
Drin Bild aber, Burg, und was in dir lebt,
Ich trag' es in dankbaren Sinnen.

Sei gesegnet drum für alle Zeit,
Naa' stolz, vom Himmel umblauet!
Du Sitz der Kunst, dein Glück und Ehr'
Auf Felsengrund sei es erbauet.

Wenn Frühlingswind wieder die Wipfel rührt,
Im Thale die Rosen glühen:
Dann klopf' ich wieder an dein Thor,
Und neues Glück soll mir blühen.

[Nachdruck verboten.]

Aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“.

(Fortsetzung.)

Aus dem ersten Bande entnehmen wir mit der gütigen Erlaubniß der Cotta'schen Verlagshandlung noch das zehnte Kapitel, das den Titel „Petersburg“ führt.

Es ist in der Geschichte der europäischen Staaten wohl kaum noch einmal vorgekommen, daß ein Souverän einer Großmacht einem Nachbarn dieselben Dienste erwiesen hat, wie der Kaiser Nicolaus der österreichischen Monarchie. In der gefährdeten Lage, in welcher diese sich 1849 befand, kam er mit 150 000 Mann zur Hilfe, unterwarf Ungarn, stellte dort die königliche Gewalt wieder her und zog seine Truppen zurück, ohne einen Vortheil oder eine Entschädigung zu verlangen, ohne die orientalischen und polnischen Streitfragen beider Staaten zu erwähnen. Dieser uninteressirte Freundschaftsdienst auf dem Gebiet der innern Politik Oesterreich-Ungarns wurde von dem Kaiser Nicolaus in der auswärtigen Politik in den Tagen von Olmütz auf Kosten Preußens unvermindert fortgesetzt. Wenn er auch nicht durch Freundschaft, sondern durch die Erwägungen kaiserlich russischer Politik beeinflusst war, so war es immerhin mehr, als ein Souverän für einen andern zu thun pflegt, und nur in einem so eigenmächtigen und übertrieben ritterlichen Autokraten erklärlich. Nicolaus sah damals auf den Kaiser Franz Joseph als auf seinen Nachfolger und Erben in der Führung der konservativen Trias. Er betrachtete die letztere als solidarisch der Revolution gegenüber und hatte bezüglich der Fortsetzung der Hegemonie mehr Vertrauen zu Franz Joseph als zu seinem eigenen Nachfolger. Noch geringer war seine Meinung von der Veranlagung unres Königs Friedrich Wilhelm für die Führerrolle auf dem Gebiete praktischer Politik; er hielt ihn zur Leitung der

monarchischen Trias für so wenig geeignet wie den eigenen Sohn und Nachfolger. Er handelte in Ungarn und in Dniß in der Ueberzeugung, daß er nach Gottes Willen den Beruf habe, der Führer des monarchischen Widerstandes gegen die von Westen vordringende Revolution zu sein. Er war eine ideale Natur, aber verhärtet in der Isolirung der russischen Autokratie, und es ist wunderbar genug, daß er sich unter allen Einbrüden, von den Decabriern an durch alle folgenden Erlebnisse hindurch, diesen idealen Schwung erhalten hatte.

Wie er über die Stellung zu seinen Unterthanen empfand, ergibt sich aus einer Thatsache, die mir Friedrich Wilhelm IV. selbst erzählt hat. Der Kaiser Nikolaus bat ihn um Zustimmung von zwei Unteroffizieren der preussischen Garde, behufs Ausführung gewisser ärztlich vorgeschriebener Rnetungen, die auf dem Rücken des Patienten vorgenommen werden mußten, während dieser auf dem Bauche lag. Er sagte dabei: „Mit meinen Russen werde ich immer fertig, wenn ich ihnen ins Gesicht sehen kann, aber auf den Rücken ohne Augen möchte ich mir nie doch nicht kommen lassen.“ Die Unteroffiziere wurden in distreter Weise gestellt, verwendet und reich belohnt. Es zeigt dies, wie trotz der religiösen Hingebung des russischen Volks für seinen Zaren der Kaiser Nikolaus doch auch dem gemeinen Manne unter seinen Unterthanen seine persönliche Sicherheit unter vier Augen nicht unbeschränkt anvertraute; und es ist ein Zeichen großer Charakterstärke, daß er von diesen Empfindungen sich bis an sein Lebensende nicht niederdrücken ließ. Hätten wir damals auf dem Throne eine Persönlichkeit gehabt, die ihm ebenso sympatisch gewesen wäre wie der junge Kaiser Franz Joseph, so hätte er vielleicht in dem damaligen Streit um die Hegemonie in Deutschland für Preußen ebenso Partei genommen, wie er es für Oesterreich gethan hat. Vorbedingung dazu wäre gewesen, daß Friedrich Wilhelm IV. den Sieg seiner Truppen im März 1848 festgehalten und ausgenutzt hätte, was ja möglich war ohne weitere Re-pressionen derart, wie Oesterreich sie in Prag und Wien durch Windischgrätz und in Ungarn durch russische Hilfe zu bewirken genöthigt war.

In der Petersburger Gesellschaft ließen sich zu meiner Zeit drei Generationen unterscheiden. Die vornehmste, die europäisch und klassisch gebildeten Grands Seigneurs aus der Regierungszeit Alexanders I., war im Aussterben. Zu ihr konnte man noch rechnen Mentchikow, Woronzow, Madow, Nesselrode und, was Geist und Bildung betrifft, Gortschakow, dessen Niveau durch seine übertriebene Eitelkeit etwas herabgedrückt war im Vergleich mit den übrigen Genannten, Leuten, die klassisch gebildet waren, gut und geläufig nicht nur französisch, sondern auch deutsch sprachen und der crème europäischer Gesittung angehörten.

Die zweite Generation, die mit dem Kaiser Nicolaus gleichaltrig war oder doch seinen Stempel trug, pflegte sich in der Unterhaltung auf Hofangelegenheiten, Theater, Avancement und militärische Erlebnisse zu beschränken. Unter ihnen sind als der ältern Kategorie geistig näher stehende Ausnahmen zu nennen der alte Fürst Dolon, hervorragend an Charakter, Höflichkeit und Zuverlässigkeit für uns; der Graf Adlerberg Vater und sein Sohn, der nachherige Hofmeister, mit Peter Schumalow der einsichtigste Kopf, mit dem ich dort in Beziehungen gekommen bin und dem nur Arbeitamkeit fehlte, um eine leitende Rolle zu spielen; der Fürst Suworow, der wohlwollendste für uns Deutsche, bei dem der russische General nikolaitischer Tradition stark, aber nicht unangenehm, mit burchitonen Reminiscenzen deutscher Universitäten verlegt war; mit ihm dauernd im Streit und doch in gewisser Freundschaft Tschewkin, der Eisenbahn-General, von einer Schärfe und Feinheit des Verständnisses, wie sie bei Erwachsenen mit der ihnen eigenthümlichen klugen Kopfbildung nicht selten gefunden wird; endlich der Baron Peter von Meyendorff, für mich die sympathischste Erscheinung unter den ältern Politikern, früher Gesandter in Berlin, der nach seiner Bildung und der Feinheit seiner Formen mehr dem alexandrinischen Zeitalter angehörte und in ihm durch Intelligenz und Tapferkeit sich aus der Stellung eines jungen Offiziers in einem Linienregimente, in dem er die französischen Kriege mitgemacht, zu einem Staatsmanne emporgearbeitet hatte, dessen Wort bei dem Kaiser Nikolaus erheblich in's Gewicht fiel. Die Annehmlichkeit seines gastfreien Hauses in Berlin wie in Petersburg wurde wesentlich erhöht durch seine Gemahlin, eine männlich kluge, vornehme, ehrliche und lebenswürdige Frau, die in noch höherem Grade als ihre Schwieger, Frau von Brinks in Frankfurt, den Beweis lieferte, daß in der gräßlich Buol'schen Familie der erbliche Verstand ein Kunkelstein war. Ihr Bruder, der österreichische

Minister Graf Buol, hatte daran nicht den Antheil geerbt, der zur Leitung der Politik einer großen Monarchie unentbehrlich ist. Die beiden Geschwister standen einander persönlich nicht näher als die russische und die österreichische Politik. Als ich 1852 in besonderer Mission in Wien beglaubigt war, war das Verhältnis zwischen ihnen noch deart, daß Frau von Meyendorff geneigt war, mir das Gelingen meiner für Oesterreich freundlichen Mission zu erleichtern, wofür ohne Zweifel die Instinktionen ihres Gemahls maßgebend waren. Der Kaiser Nikolaus wünschte damals unsere Verständigung mit Oesterreich. Als ein oder zwei Jahre später, zur Zeit des Kriemkriegs, von meiner Ernennung nach Wien die Rede war, fand das Verhältnis zwischen ihr und ihrem Bruder in den Worten Ausdruck: sie hoffe, daß ich nach Wien kommen und „dem Karl ein Gallenfieber anärtern würde“. Frau von Meyendorff war als Frau ihres Gemahls patriotische Rusin und würde auch ohnedies schon nach ihrem persönlichen Gefühl die feindelige und undankbare Politik nicht gebilligt haben, zu welcher Graf Buol Oesterreich bewegen hatte.

Die dritte Generation, die der jungen Herrn, zeigte in ihrem gesellschaftlichen Auftreten meist weniger Höflichkeit, mitunter schlechte Manieren und in der Regel stärkere Abneigung gegen deutsche, insbesondere preussische Elemente, als die beiden ältern Generationen. Wenn man, des Russischen unfähig, sie deutsch anredete, so waren sie geneigt, ihre Kenntniß dieser Sprache zu verleugnen, unfreundlich oder gar nicht zu antworten und Civilisten gegenüber unter das Maß von Höflichkeit herabzugehen, welches sie in den Uniform oder Orden tragenden Kreisen untereinander beobachteten. Es war eine zweckmäßige Einrichtung der Polizei, daß die Dienerschaft der Vertreter auswärtiger Regierungen durch Treffen und das der Diplomatie vorbehaltene Kostüm eines Vivree-Jägers gekennzeichnet war. Die Angehörigen des diplomatischen Corps würden sonst, da sie nicht die Gewohnheit hatten, auf der Straße Uniform oder Orden zu tragen, sowohl von der Polizei als von Mitglieðern der höhern Gesellschaft denselben zu Konflikten führenden Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen sein, welche ein ordensloser Civilist, der nicht als vornehmer Mann bekannt war, im Straßenverkehr und auf Dampfschiffen leicht erleben konnte.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Winter in England. Der Winter ist mit aller Macht über den größten Theil Englands hereinbrochen. Am Mittwoch schneite es den ganzen Tag im Norden Englands. Wo es nicht der Fall war, wie im Forest of Dean, trat an die Stelle des Schnees unablässiger Regen. An der englischen Südküste und im irischen Kanal raste ein orkanartiger Südost-Sturm, der namentlich an der irischen Küste seine volle Gewalt entfaltete. In seinem Theil des vereinigten Königreiches ging der Wärmemesser über 45 Grad Fahrenheit hinaus. Im Norden stand er durchschnittlich auf 40 Grad. Die Fahrten über den Aermelkanal mußten eingestellt werden. Nur die Postdampfer von Newbaoren nach Dieppe fuhren. In Lancashire sind die Landstraßen infolge des hohen Schneefalles unpassierbar geworden. Wo der Wind den Schnee zusammenwirbelt hat, liegt er sechs Fuß hoch und höher. Pferde und Wagen mußten in einigen Fällen aus dem Schnee ausgegraben werden. In Belfast konnten die Pferdebahnen nicht fahren und aller Straßenverkehr ruhte. Auf der Fahrt nach Blackpool blieb ein Eisenbahnzug im Schnee stecken. Ein anderer entgleiste. In Bolton liegt der Schnee 5 Fuß hoch auf den Straßen und in Barrow-in-Furness waren sie am Mittwoch unwegbar. In Dumfriesshire mußten die Landdickeln geschlossen werden. In Wales sind viele Schäferherden eingekerkert. Am Donnerstag Morgen nahmen die Postdampfer ihre Fahrten über den Kanal wieder auf, obgleich es auf dem Meere noch arg stürmte. Die Zahl der Schiffbrüche ist groß. Bei Dymchurch in der Grafschaft Kent strandete am Donnerstag Morgen die norwegische Bark „Silo“. Der Raiketenapparat rettete vier Seelute. Drei aber stürzten von den Masten in die See. Die fünf noch auf dem Schiffe befindlichen Matrosen stiegen in ein kleines Boot. Dieses aber schlug um. Dann stiegen die Rettungsleute unentwagt in die Brandung und retteten die Fünfe. Das Rettungsboot von Littlestone, welches zuerst abging, um dem „Silo“ Hilfe zu bringen, schlug um. Zwei Rettungsleute sind ertrunken. Der Kohlenbooner „Velocity“ ist auf der Reite von Shields nach Boole vor dem Hafen gescheitert. Bei Leeds stürmte es gestern ebenso stark, wie am Mittwoch. Der viele Regen hat die Great Southern und Western-Bahn auf weite Strecken unter Wasser gesetzt. Der französische Postschiffer am Hofe von St. James, Baron de Courcel, welcher sich am Mittwoch auf seinen Posten zurückgeben wollte, mußte die Nacht in Calais zubringen.

Theatervorstellungen in Kouvierzügen. Eine höchst überraschende Neuerung, die das Eisenbahnfahren im wahren Sinne des Wortes zu einer der größten Annehmlichkeiten des Lebens gestalten dürfte, wird demnächst bei verschiedenen New-York und dem Westen resp. Süden der Vereinigten Staaten verkehrenden Durchgangszügen eingeführt werden. Man gedenkt nämlich, die bereits mit jedem Komfort der Neuzeit und raffiniertem Luxus ausgestatteten Schnellzüge noch mit einem eleganten kleinen Vaudeville-Theater zu versehen, das mit allen Accessorien einer modernen Bühne equipirt ist. Der erste Theaterwagen, der für den wohlbekannten Theater-Manager John F. Harley gebaut wird, soll dem „Schwarzen Diamanten-Express“ einverleibt werden und bereits am 1. April 1899 in Funktion treten. Da die auf Schienen fahrenden Bühnen nur klein sein können, muß man sich allerdings an Vaudeville-Aufführungen, Spezialitäten-Produktionen, Konzerten und dergleichen genügen lassen. Das Innere eines Theaterwagens wird soviel als möglich einem regulären Musikentempel gleichen; die Sitze sollen stufenweise aufsteigend angebracht werden und ungefähr für 50—60 Personen ausreichend sein. Ein Orchester, bestehend aus Piano, Violen und Flöte, wird nicht vor der mächtig erhöhten Bühne seinen Platz finden. Die verschiedensten Vorstellungen sollen, von kurzen Pausen unterbrochen, bereits um zehn Uhr Vormittags ihren Anfang nehmen und bis zwölf Uhr Nachts fortgesetzt werden. Eine halbe Stunde vor jeder speziellen Aufführung müssen Diener den idmalen Korridor des Salonwagens entlang gehen und in jedem Koupee einige Programme abgeben. Von diesen dienstbaren Geistern erhält man auch die Billets für den bevorstehenden Kunstgenuss, sofern man nicht schon mit einem Passenartout versehen ist, das man zugleich mit der Fahrkarte an jedem Billetschalter der Strecke lösen kann. Die „Theater-Cars“ beabsichtigt man außerdem noch zu einigen anderen Zwecken zu verwenden. Durch äußerst feinsinnige Vorrichtungen soll die Bühne an Sonntagsvormittagen in einen kleinen Altar nebst Kanzel verwandelt werden, wo ein für die Sonntagsreisen engagierter Predigtmisstandidat einen Gottesdienst abhalten kann, bei dem das Piano die Orgel vertreten muß. In schroffem Gegensatz hierzu sieht dann die nächste Metamorphose, die der vielseitige Theaterwagen durchzumachen bestimmt ist. Mit wenig Mühe sollen nämlich die Sitze zu entfernen und die Bühne zu einem Podium zusammenschieben sein, jedoch auf Wunsch jederzeit ein regelrecht kleiner Ballsaal zur Verfügung steht, in welchem die Reizenden zwischen Blumen- und Palmendekorationen nach den munteren Weisen des primitiven Erbketers die unter weniger amüsanten Umständen oft erlöbigen Stunden langer Eisenbahnfahrten durchtanzen können. In der That, echt amerikanisch!

Humor in der Politik. Auf dem Wege nach dem Operationssaal macht der berühmte Chirurg einen Augenblick Halt; unter den Wartenden fällt ihm einer seiner Hörer, ein Kandidat der Medizin, auf, der ganz blau im Gesicht ist. „Was hat er denn?“ fragt der Herr Professor. „Eine Gräte im Hals!“ „Na, ich werde sie selbst herausholen.“ Einen Augenblick später ist die Operation vollzogen und der Patient von seiner Qual befreit. Er tritt dem Herrn Geheimrath, der sich persönlich bemüht hat, durch eine tiefe Verbeugung. „Aber es war ja nur eine Kleinigkeit,“ meint dieser jovial. „Eine Gräte, die man im Halse sitzen hat, operatio los zu werden, ist eine Bagatelle; schlimmer liegt die Sache bei einer Gräte, die man auf dem Halse sitzen hat.“ Ein homerisches Gelächter dankte dem Herrn Professor für sein Bonmot.

Ein moderner Orpheus. Von einem in Paris sehr bekannten Violinkünstler, einem alten Freunde des im Dreyfußprozeß so häufig genannten Obersten Biquart, der selber ein guter Musiker ist, wird gegenwärtig ein amüsanteres Geschichtchen erzählt. Besagter Violinist pflegte seinen lieben Freund, ehe man diesen vorstichtiger Weise hinter Schloß und Riegel setzte, zu besuchen. Längere Zeit vor Biquarts Verhaftung bemerkte er, daß ihn auf dem Wege zu diesem und bald überallhin ein Individuum verfolgte, über dessen Beruf und Intentionen er keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. In hohem Maße aufgebracht ob dieser lästigen Spionage, wandte er sich eines Tages Nacht vor seiner zu ebener Erde gelegenen Wohnung mit einer jähen Bewegung um, packte den erschrockenen Verfolger am Arm und rief ihm an: „Hören Sie, mein Freund, ich bin weder Politiker noch Verschwörer und würde mich den Teufel um Ihre Promenaden scheeren, wenn Sie diele in größerer Entfernung von meiner Person unternehmen wollten. Ich will nicht, daß man mich nachspionirt. Sellen Sie aber wirklich den Wunsch hegen, mich näher kennen zu lernen, so geniren Sie sich nicht.“ Damit zog er den Polizei-Agenten trotz dessen Widerstrebens in seinen Salon und verschloß die Thür, ehe der Beamte sich von seiner Ueberwachung erholen konnte. Darauf griff der Künstler nach seiner Geige und begann eine seiner brillantesten Kompositionen zu spielen. Der Geheimpolizist hörte eine Weile starr zu. Dann nahm sein grämliches Gesicht einen fast verklärten Ausdruck an, und als der Virtuose acendet hatte und seinen Zauberbogen sinken ließ, bedankte sich der Mann mit den überrückenglichsten Ausdrücken für den herrlichen Kunstgenuss. Der Musiker hatte erreicht, was er

gewollt: Der Polizeipolizist, der jetzt überzeugt war, daß ein so vollendeter Künstler keine Gedanken für Politik u. haben konnte, unterließ es fortan, seinen Spuren zu folgen.

Vom Büchertisch.

Am dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Die drei Getreuen.** Roman von Gustav Krenzien Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. — Der Stoff zum Roman ist dem Friesenlande entnommen, er führt uns in die Heide, in die Marich, in das Watt und weiter hinaus in das brandende Meer, wo der Mensch im ernststen und harten Kampfe mit den Elementen sich einen neuen Wohnsitz, eine neue Heimath schafft, deren keine Anfänge das Glück zukünftiger Generationen begründen sollen. So sind auch die drei Getreuen echte friesischen Gestalten, doch an Wuchs, stark an Gliedern und — eigenwillig ein Feder nach seiner Art. Ihr Lebensgeschick bildet den Kern der Erzählung, alle anderen Begebenheiten gruppiren sich mehr oder minder eng um die drei Hauptgestalten, und wir gefleben gern ein, daß wir der Entwicklung der Charaktere vom Knabenalter bis in die reifen Mannesjahre mit viel Interesse gefolgt sind. Von dem mehr träumerisch angelegten Heim Weidener untercheiden sich Andreas und Franz Strandinger durchaus durch ihre mehr impulsiven Naturen. Schon bei den Spielen der Knaben geben diese Gegensätze sich kund, sie verbleiben bis in das spätere Leben, welches die während langer Studienjahre getrennt gewesen und der Heimath fern geliebten Genossen der Kindheit schließlich wieder zusammenbringt in den engen Kreis ihrer Heimath, wo allerlei Irrungen, innere und äußere Gegensätze, Anfeindungen und auch Intriguen zu schwören, in erster Linie seelischen Kämpfen führen, bis das Buch ausklingt in die Klänge des Friedens, wie sie nur einem wahrhaft religiösen Empfinden adgeoren sind. Wohl könnten wir aus der Gesamtentwicklung des Romans einzelne Punkte herausfinden, die denn doch einen etwas zu romanhaften Schimmer haben, so z. B. die Ebluna des Knotens, wie Heim Weidener schließlich zu seiner Frau Eva kommt, der er einst als Knabe auf einlamer Heide begegnete, wie sie als kleines verlassenes Mädchen mit Arbeit suchendem Volk vom Süden nach dem Norden gezogen kam; doch das vermöchte den Gesamtwert des Buches nur wenig zu mindern. Die treue Schilderung friesischen Lebens und Empfindens, die trefflichen Einblicke in den Volkscharakter jener Küstenbewohner, das Vorwaltende wahrer Frömmigkeit, wie sie gerade dort noch lebt und geübt wird, die rührende starke Heimaths- und Vaterlandsliebe, — das alles wirkt in seiner Gesamtheit so erquickend und erfrischend, daß uns beim Lesen des Buches ein hoher innerer Genuss zu Theil wird, der Herz und Gemüth erquickt. Hier ist kein Hadschen nach vordelnden und „spannenden“ Momenten, hier ist salsliche Einfachheit, die durch den innern Werth aber mehr wirkt, als äußerer Schimmer, der wohl blendet, indessen nicht leuchten und erwärmen kann. „Die drei Getreuen“ werden sich gewiß noch viele Freunde erwerben. Wir empfehlen das ausgezeichnete Buch, daß man ein hohes Lied der Heimathsiebe bezeichnen kann, als eine überaus werthvolle Gabe für das Weihnachtsfest.

— In der neuesten Nummer des **Preussischen Verwaltungsblattes** bespricht Senator Dr. Gerland die Frage der Revisionen bedürftigkeit der in der Provinz Hannover geltenden Gemeindegezehe. Während er die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Landgemeindevordnung in Abrede stellt, tritt er für eine Revision der Städteordnung ein, welche augenblicklich den Gegenstand eines lebhaften Streites in der Provinz bildet. Dabei begründet er eine Reihe von Abänderungsvorschlägen, lehnt aber andere ab und verweist auf einen Mittelweg, auf dem sich wohl Freunde und Gegner der Revision einigen könnten.

— **Ludwig Anzengrübners gesammelte Werke.** Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint in 60 Lieferungen zu 40 Bfg. Stuttgart, F. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Die Lieferungen 43—49 bringen den Inhalt des achten Bandes und führen noch in den neunten, den vorletzten der Sammlung, hinein. Wir finden den Dichter mitten im emigen dramatischen Schaffen. Er sülbt sich angeregt, Rollen für die Gailmeier und für die Geitlinger zu schreiben, und so entstehen Stücke mit scharf ausgeprägten weiblichen Charakteren wie „s Jungferngast“ und „Die Truhsige.“ Die Mitte des Bandes nimmt „Stahl und Stein“ ein, jenes Stück, worin der Dichter den letzten Vorwurf seiner Erzählung „Der Einsam“ in ergreifender Weise ins Dramatische gewendet hat.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlaa von Otto Fischele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

